

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Juan S. Guse
Lärm und Wälder

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

HEIMFAHRT

Es ist ein heißer Tag, der die Dinge durchsichtig und unfassbar klar erscheinen lässt, ein Tag wie eine Erinnerung, die mit einem Mal aus unendlicher Tiefe steigt, als Pelusa sich in großer Eile von den Mitgliedern der Joyce Meyer Ministries Gemeinde verabschiedet, in ihren Wagen springt und losfährt.

Der Asphalt der vierspurigen Hauptstraße, die zu den Eingangstoren der Nachbarschaften West führt, ist weltallschwarz und die Fahrbahnmarkierung leuchtend gelb. Die Luftspiegelungen über der Straße vermitteln den Eindruck großer Löcher, die in ein unbekanntes, diesiges Nichts führen. Die Hitze macht die Reifen weich und geschmeidig. Es herrscht eine unbeschreibliche Ruhe, obwohl gerade einige Gärtner ihre Rasenmäher über den Grasstreifen zwischen den beiden Fahrbahnen schieben, auf dem sich Bäume in regelmäßigen Abständen abwechseln – Palme, Akazie, Palme, Akazie. Vorbei an zahlreichen teureren Nachbarschaften fährt Pelusa bis an den äußersten Rand von Nordelta, wo ihre Nachbarschaft *La Lansia* liegt.

Pelusa kratzt sich hinterm Ohr. Eigentlich hat sie es eilig, doch das Tempolimit verbietet es ihr, schneller zu fahren, während auf dem Radweg neben der Straße eine Gruppe drahtiger alter Männer auf Rennrädern Kolonne fährt. Sie tragen kontrasterhöhende Sportsonnenbrillen und haben

dunkelbraune, straff gespannte Haut. Der Hinterste greift nach der in einer Halterung am Rahmen befestigten Trinkflasche, richtet sich auf und spritzt sich freihändig fahrend blaue Flüssigkeit in den offenen Mund. Sie alle ziehen an Pelusas Fenster vorbei und verschwinden im Rückspiegel. Pelusa fährt genau achtzig. Auf der Straße sind nur wenige Autos. Sie überholt niemanden und niemand überholt sie. Alle Wagen treiben die Straße hinunter. Alle treiben gleichzeitig.

Sie fährt von der Hauptstraße ab und auf ihre Nachbarschaft zu, die hinter dem neoklassischen Eingangstor beginnt. Im Glashäuschen des Eingangstores sitzen die Wachmänner in ihren schwarzen Hosen, mit ihren Lackschuhen, ihren weißen Hemden, den goldenen Ansteckern in Form einer im Wind flatternden Flagge, den Sonnenbrillen und den Kappen, auf denen in Serifenschrift *NORDELTA* steht. Vor ihnen die Monitore.

Pelusa hält ihren Bewohnerausweis über die mattgraue Magnetfläche und grüßt das Personal. Ihre Angst davor, das grüne Licht nicht aufleuchten zu sehen, wird sie vermutlich nie ablegen können. Jedes Mal tagträumt sie davon, einen Alarm auszulösen, und sieht sich schon von bewaffneten Wachmännern umstellt, die sie an den Haaren aus dem Wagen zerren und ihr mit Knüppeln ins Gesicht schlagen. Doch nichts ertönt; lautlos hebt sich die Schranke. Mit dem Zucken ihres Handgelenks richtet sie eine abschließende Geste des Grußes an die jungen Wachmänner und drückt leicht auf das Gaspedal, so dass der Wagen sanft anrollt und man nur am hypnotischen Schwingen des kleinen Holzkreuzes, das vom Rückspiegel herabhängt, erkennen kann, dass sich der Wagen in Bewegung gesetzt hat. Denn gleich, gleich nach dem Passieren des Eingangstors liest man auf

einem gelben Schild, dass es innerhalb der Nachbarschaften verboten ist, schneller als zehn Kilometer pro Stunde zu fahren, und das weiß hier jeder.

Die Nachbarschaft ist weitläufig und voller im Bau befindlicher Häuser, dazwischen satte Grünflächen, umkränzt von mehreren elektrifizierten Zäunen. Der Himmel ist ohne eine einzige Wolke. Nur die vier aufgereihten und in der Distanz liegenden Schlote des städtischen Heizkraftwerkes touchieren ihn wie ein vorsichtig ins Wasser gehaltener Zeh. Wenige Meter nach dem Eingangstor windet sich die Straße um ein rundes Stück Wiese, auf dem drei identische Palmen stehen. Der Kreisel markiert den Nabel von *La Lansia*, von ihm aus spreizt sich die Straße in drei Richtungen auf und zieht sich entlang der künstlich angelegten Seen ins Innere der Nachbarschaft. Es gibt keine Geraden, keine Kreuzungen oder Straßennamen. Stattdessen geht die Straße überall fließend in sich selbst über wie ein verworrenes Knäuel, eine sich selbst verschlingende Schlange. Die breiten Bordsteinkanten aus hellem Sandstein grenzen den Asphalt unmissverständlich von den Grünflächen ab, auf denen die Sprinkleranlagen, die während dieses unsäglich heißen Sommers fast permanent ausgefahren sind, im Takt ihre schwarzen Köpfe winden. Und an den Straßenrändern stehen die Bäume, die billardgrünen Laternen und die geschwungenen Bänke. Einen Gehweg gibt es nicht.

Pelusa drückt sich in das Schaumstoffpolster ihres Sitzes. Das Lenkrad ist überzogen mit einem dünnen Schweißfilm und ihr linker Fuß tippt nervös gegen das Gaspedal. Sie weiß, dass sie sich beeilen muss. Ihre Haushälterin hat derart hysterisch am Telefon geweint, dass Pelusa sie zunächst kaum verstanden hat. Pelusa ist dann inmitten der Ge-

meindesitzung aufgestanden und hat sich bei allen Anwesenden entschuldigt: Sie müsse für heute Schluss machen. Es gehe nicht anders. Ihr Hund scheine im Sterben zu liegen und ihre junge Haushälterin Anita würde gerade durchdrehen, weil sie nicht wisse, was zu tun sei. Die Gemeindemitglieder sollten einfach ohne sie die Vorbereitungen für die Eröffnungsfeier des Gemeindezentrums weiterplanen – morgen sei sie ja wieder dabei, in jedem Fall.

Sie sieht aus dem Fenster. Der mit Holz umfasste See, der sich gallertartig durch das Areal verteilt, ist dunkelblau. Ein Vater treibt mit seinem Sohn in einem Kajak in der Mitte des Sees. Entspannt lassen sie ihre Paddel durchhängen, während gefährlich nah eine der gigantischen Schwarz-Enten über der Wasseroberfläche schwebt, mit beängstigend laut flatternden Flügeln landet und das Boot fast zum Kentern bringt. Beim Anblick der beiden muss Pelusa an ihre Familie denken, an Hector, der gerade auf einem Outdoor-Firmenausflug ist, an ihren jüngeren Sohn Ignacio, wie er in diesem Moment wohl noch Tennis mit einem Schulkameraden spielt, und an ihren älteren Sohn Henny, dessen deformierte Gestalt sie in ihren Träumen verfolgt. Sie sieht sie alle in diesem Boot sitzen und das Wetter ist schön.

Ein strahlend weißer Caddy überholt Pelusa mit einem Hupen. Es ist der Sicherheitsdienst, der durch die Nachbarschaft patrouilliert. Ein Wachmann lenkt das Gefährt, während ein zweiter Ausschau nach Verdächtigem hält – herrenloser Abfall, offenstehende Garagen, defekte Sprinkleranlagen. Erst kürzlich hat die Verwaltung abermals das Aufgebot des Sicherheitspersonals erhöht. Grund dafür sind die sich häufenden Unruhen in Stadtvierteln südlich von Nordelta, wo bereits Supermärkte geplündert, Viehtransporte überfallen, Kläranlagen vergiftet, wiederholt Autobah-

nen mit brennenden Reifen blockiert und sogar Polizisten ermordet worden seien. Zusätzlich orderte man eine prächtige Reiterstaffel, die Pelusa noch immer jedes Mal, wenn sie sie zufällig durch *La Lansia* oder das kommerzielle Zentrum traben sieht, überrascht wie eine Halluzination.

Pelusa hat das Gefühl, alles um sie herum sei auf eine Weise unmissverständlich – die glänzenden Solarpanels auf den Dächern der Nachbarn, die überall sitzenden, unzähligen kleinen Eulen, die ihr Vorbeifahren gelangweilt beobachten, der junge Lieferant, der Plastiktüten voller Lebensmittel zu einem der Häuser trägt, und der Briefträger, der gerade die Post bei Familie Benedetti einwirft. Und schon zu dieser Tageszeit steigt Rauch vom Grillplatz des Clubhauses auf und über die Hecken hinweg kann Pelusa Mütter auf Liegen lesen oder – die Gelegenheit nutzend, allein im Haus zu sein – die aufblasbaren Orcas und Krokodile aus dem Pool fischen und einige wenige Bahnen schwimmen sehen.

Schließlich erreicht sie ihr Haus, in dem sie seit zehn Jahren lebt. Es ist weiß und breit und hat ein flaches schwarzes Dach. Unmittelbar vor dem Haus schlägt sich eine kleine gepflasterte Einfahrt in Form eines Bogens auf, die ländlichen Anwesen nachempfunden ist. Darauf passt lediglich ein Wagen, aber Pelusa mag die Geste und wie im Bogen selbst ein netter Baum steht. Sie bremst nicht abrupt, sondern sachte, während ihr Nachbar gerade unbeholfen mit gestreckten Armen in seinen Pool eintaucht.

Das Wohnzimmer ist leer und hell erleuchtet. Auf den großen weißen Fliesen liegen die Splitter eines fallen gelassenen Tellers, daneben ein Haufen frisch zubereiteter Pasta, von dem aus sich Spritzer von Tomatensauce auf Sitzpols-

ter, Tisch- und Stuhlbeine verteilen, was Pelusa an Bilder von Autounfallopfern erinnert. Trotzdem ist der Raum geruchlos. Die Katze hockt vor dem Fliegengitter der Schiebetür, die zur Terrasse führt, starrt hinaus und miaut. Sie hat – anders als sonst – Pelusas Ankunft überhaupt nicht bemerkt. Pelusa legt ihre Handtasche auf dem massiven Esstisch ab. Vorsichtig schiebt sie die Katze mit ihrem Fuß beiseite und tritt auf die Terrasse. Dort sieht sie ihre Haushälterin Anita auf dem Boden knien.

»Gott sei Dank, Sie sind da.«

Ihr Gesicht erschreckt Pelusa. Sie hat ekelhafte rote Flecken um die Augen, Äderchen sind geplatzt und ihre Haut ist bleich wie Papier. Sie muss schon seit über einer Stunde weinen und sieht aus, als würde sie sich jeden Augenblick übergeben. Anita trägt ihre Arbeitskleidung. Sie steht auf und umarmt Pelusa, wobei ihr noch mehr Tränen kommen. Ihr Hals riecht nach Limetten und Scheuermilch und ihr fleischiger Körper ist warm.

»So geht das schon die ganze Zeit. Die Katze hat so komisch geweint, da habe ich nachgesehen und er machte diese merkwürdigen Geräusche und konnte nicht mehr aufstehen. Ich glaube, er stirbt, Señora.«

Erst jetzt bemerkt Pelusa, dass es auf der Terrasse widerlich stinkt. An Anita vorbei sieht sie den Hund auf der Seite liegen. Buzz ist ein großes und wohlgenährtes Tier mit unter dem Kinn etwas grauem, sonst extrem goldenem Fell, das zum warmen Beige der Terrassenfliesen passt. Nur die Eiterkruste über seinem Auge verrät sein absurd hohes Alter von über hundertzwölf Menschenjahren. Er ist schon lange hochgradig inkontinent, weshalb sie ihn das letzte Jahr über praktisch nie im Haus haben konnten, außerdem fast taub, nahezu blind und dement genug, um sich selbst

im kleinen quadratischen Garten zu verlaufen, panisch gegen einen Stuhl zu rennen oder einfach umzufallen. Einmal stand er nachts knietief auf einer der oberen Stufen des Pools im Wasser und bellte desorientiert um Hilfe, bis Pelusa und Hector ihn befreiten und gemeinsam aus dem Wasser hoben. Schließlich schlug ihm die Arthritis vor einem Jahr eines seiner Hinterbeine lahm, so dass er nur noch im Garten sein Geschäft erledigen konnte. Buzz stand seitdem immer aus seinem Bastkorb auf, humpelte einige Meter in den Garten, drehte eine kleine Runde, um dann, unter größten Anstrengungen, sein Becken etwas herunterzusinken, so dass ihm die Hinterbeine klapperten, und mit leerem Blick und offenem Maul sein Geschäft zu verrichten, um dann endlich völlig erschöpft auf die Terrasse zuzugehen und sich in seinen Korb zu werfen oder gleich ins Gras. Hector und Pelusa versuchten, sich davon nicht runterziehen zu lassen, halfen Buzz beim Aufstehen, liefen sogar neben ihm her und feuerten ihn manchmal mit Applaus und Fangesängen an.

Dieser einzigartige Labrador, den sie bei einem Züchter gekauft haben, um Pelusa die Angst vor Hunden zu nehmen, und der zu einem festen Bestandteil ihres Lebens wurde, so ein guter und lieber Hund, derart treu, dass man ihn früher nicht mit in den Urlaub ans Meer nehmen konnte, weil er einem, sobald man ins Wasser ging, sofort hinterherhechtete, am Arm packte und aus den Wellen zog, weil er dachte, ein Familienmitglied schwebe in Lebensgefahr, dieser beste aller möglichen Hunde liegt jetzt auf der Seite, wimmert und sieht mit glasigen Augen in den Garten.

Pelusa bückt sich zu ihm runter. Als sie Buzz streichelt, hebt er den Kopf und versucht sie anzusehen. Dann beginnt er plötzlich zu zucken. Aus seinem Hinterleib kommt Kot,

den er mit seinem unkontrollierten Schwanzwedeln auf der Terrasse verreibt.

»Schon wieder, er hat es schon wieder gemacht«, kreischt Anita und holt etwas Küchenpapier, um es aufzuwischen, während Pelusa versucht, Buzz wieder zu beruhigen.

Die Zunge kann er noch im Maul halten, aber seine Atmung wirkt willkürlich und mit dem nichtlahmen Hinterbein kratzt er spastisch über die rauen Fliesen, als würde er davon träumen, vor etwas wegzurennen oder einem seiner Gummispielzeuge, deren Quietschen die Todesschreie der künstlichen Beute imitiert, hinterherzuhecheln.

Pelusa hält ihm ihre Hand dicht vor die Nase, damit er weiß, sie ist jetzt da, die Frau, die ihn großgezogen hat und ernährt, deren Gerüche er unter Tausenden Menschen wiedererkennen würde, deren Haus er sein ganzes Leben lang beschützt, deren Kinder er selbst auf dem Rücken getragen hat, deren Angst er spürte und deshalb, wann immer diese Frau ihm Futter in den Napf gab, darauf wartete, dass sie ihre Hand entfernte, ehe er zu essen begann, diese Frau ist jetzt da, sie streichelt seine Kopfhaut, massiert seinen Unterkiefer.

»Hast du den Tierarzt angerufen?«

»Der ist nicht erreichbar.«

»Es ist alles in Ordnung, Buzz«, wiederholt Pelusa, »sich, das kommt vor, schhh, das wird schon«, sagt sie, er solle nur wach bleiben, dann wieder: »Es ist o.k., du kannst kurz schlafen.«

Der Darm schaut bereits hervor. Er ist leicht vertrocknet und weiß und presst sich langsam Stück für Stück aus dem Leib heraus, als wäre er die Seele des Hundes, die dem sterbenden Körper entfliehen will.

»Er verliert seine Gedärme! Die Jungs werden das nicht ertragen«, weint Anita.

»Henny hat Physio bis sechs, Ignacio spielt gerade Tennis.«

»Sollen wir sie holen?«

»Schau ihn dir doch mal an!«

Buzz röchelt jetzt. Pelusa geht ins Wohnzimmer und holt ein Sitzkissen, um es ihm unter den Kopf zu legen.

»Wir könnten ihn in mein Auto bringen und zum Arzt fahren.«

Pelusa dreht sich zu ihrer Haushälterin, sie zuckt mit den Schultern, während sich bei Anita schon wieder neue Tränen sammeln. Buzz versucht indes aufzustehen und zu bellen. Sofort beugen sich beide Frauen wieder zu ihm, berühren ihn mit den Händen an Kopf, Hals und Flanke, am ganzen Körper, bis er sich wieder beruhigt.

»Hector ist noch auf einem Firmenausflug.«

»Können wir denn nichts tun?«

Anitas Körperhaltung ist eine große Kapitulation. Auch Pelusa steigen jetzt Tränen in die Augen. Sie hat Angst. Buzz wird sterben. Was das heißen kann, dass der Hund sterben wird, fragt sich Pelusa, das muss doch etwas heißen. Sie richtet sich auf, versucht, die ganze Klarheit des Moments aufzunehmen, die heiße Luft des Tages und das, was er birgt, während sie über den Zaun hinweg den Pooljungen mit großer Gelassenheit das Becken der Nachbarn ausbürsten sieht. Gleich wird er bei ihnen klingeln. Anita wird sich zusammenreißen müssen und er, der Pooljunge, wird Chlortabletten aus seinem Beutel hervorholen, den Boden des Beckens mit seiner Maschine absaugen, die Wände bürsten, einen Termin für kommende Woche ausmachen, sein Trinkgeld bekommen und weitergehen zum nächsten Haus.